

**Zeitschrift:** Burgdorfer Jahrbuch  
**Herausgeber:** Verein Burgdorfer Jahrbuch  
**Band:** 85 (2018)  
  
**Artikel:** Oeschberg : das Leben an der Bern-Zürichstrasse. Von der Furt über das Gasthaus zum Wohnheim  
**Autor:** Zellweger, Kathrin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073590>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

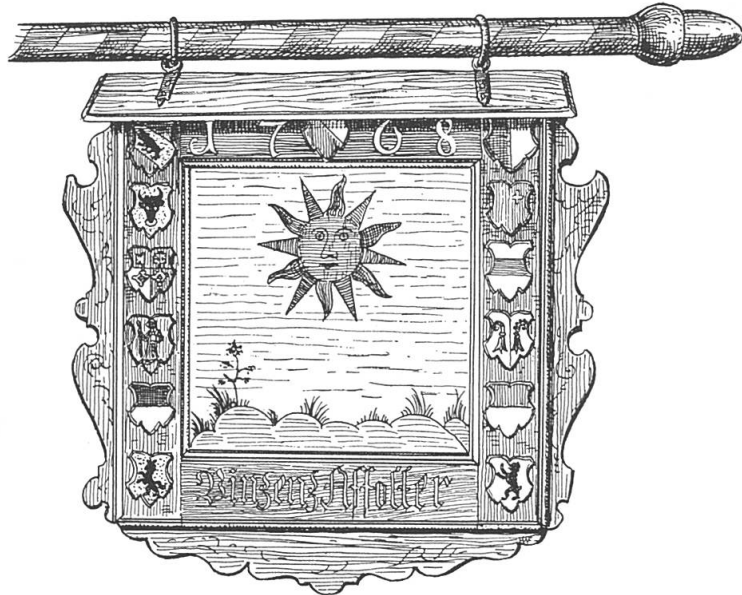
**Download PDF:** 01.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Oeschberg – Das Leben an der Bern-Zürichstrasse

Von der Furt über das Gasthaus zum Wohnheim

Kathrin Zellweger

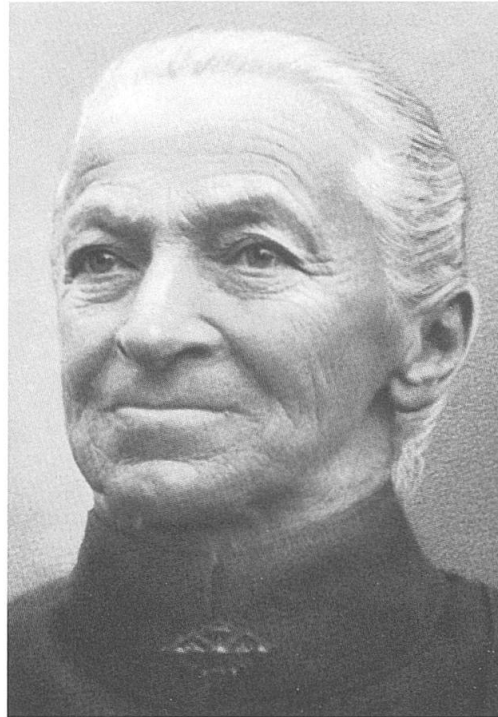


Schild der Taverne zur «Sonne» in Oeschberg (Umzeichnung: Hans Wandfluh)

## *Einleitung*

Ihr Name ist Programm. Die Bern-Zürichstrasse kommt von Bern und führt quer durchs Mittelland Zürich zu. Den Oeschbach quert sie an einer seichten Stelle in der Nähe von Koppigen. Oeschfurt nannte man diesen Ort, der später zu Oeschfer und schliesslich zu Oeschberg umbenannt wurde. Die 1756/57 erbaute neue Landstrasse von Bern in den damaligen bernischen Aargau ist ein Segen. Sie bringt die Menschen zusammen und lässt den Handel florieren.

So wie heute Autobahnraststätten für hungrige und durstige Reisende da sind, entstanden auch an den Landstrassen an wichtigen Übergängen, wie es eine Furt ist, Gasthäuser. Damals wie heute brauchte es dazu die Erlaubnis der Obrigkeit. Im frühen 16. Jahrhundert war das der Schultheiss von Bern. Er erteilte der Familie Affolter die Bewilligung, an dieser Stelle ein Gasthaus mit Herbergsrecht, eine Taverne, zu eröffnen – dem Reisenden



Die Geschwister Ferdinand (1839–1903) und Elise (1835–1905) Affolter

zur Erfrischung, dem Gastwirt der «Sonne» jahrelang zur klimpernden Freude. *«Zahlreiche Kutschen unterbrachen hier die ermüdende Fahrt, um Reisenden und Pferden ein Stündchen Ruhe zu gönnen ... Die grosse Welt zog an Oeschberg vorüber»* (aus der Chronik von G. Haas).

Nach der Eröffnung der Eisenbahnlinie Olten–Bern 1857 kehren immer weniger Gäste in der «Sonne» ein, bis sie 1880 schliesslich geschlossen wird. Die letzten Eigentümer, die Geschwister Ferdinand und Elise Affolter, sterben ohne Nachkommen. Elise vermacht 1905 ihre Ländereien samt den Gebäuden dem Ökonomisch Gemeinnützigen Verein des Amtes Burgorf (OGV) und verpflichtet ihn, in der ehemaligen Wirtschaft zur «Sonne», ein Haus für betagte Dienstboten zu führen. Alte Knechte und Mägde sollen hier ihren geruhsamen, wohlverdienten Lebensabend verbringen dürfen. Eine Kommission des OGV setzt eine Heimleitung ein, so dass 1906 die ersten fünf Pensionäre aufgenommen werden können.

Bis heute wird im Dienstbotenheim dem Wunsch der Geschwister Affolter nachgelebt. Es ist ein Lebensort für Menschen, die sich in ländlicher Um-

gebung in einem auf sie abgestimmten Milieu wohlfühlen. In der landwirtschaftlich geprägten Grossfamilie mit Selbstversorgung können sie sich, so weit und so lange sie mögen, in verschiedenen Betriebszweigen betätigen und so einen Beitrag an die Gemeinschaft leisten.

Dank der Bestimmungen im Nachlass der Geschwister Affolter und dem redlichen Bemühen vieler Menschen ist aus der Wirtschaft zur «Sonne» über die Jahre nicht einfach ein Heim für etwa 40 ältere Menschen geworden, sondern ein Zuhause, in dem sie sich wohlfühlen und einige sogar aufblühen. Das bestätigen die sechs folgenden Texte.

Die *drei Porträts von Bewohnerinnen und Bewohnern* erzählen Lebensgeschichten, sind Lebensrückblicke und zaghafte Versuche, sich die Zukunft vorzustellen. Das *Interview mit der Heimleiterin Pia Zwahlen* beschreibt die Aussensicht von innen oder die Innensicht einer Aussenstehenden. Es ist ein Blick der Verantwortung, des Auftrags und des Berufsverständnisses, ein Blick auch auf die Anforderungen an ein Heim im 21. Jahrhundert. Ein weiterer Bericht ist die *sinnliche Schilderung aus dem Lebensraum Oeschberg* an einem heissen Tag. Der Vergleich der *Hausordnungen von einst und heute* schliesslich erlaubt einen ungewohnten, mal erstaunten, mal belustigten Blick auf Sitten und Gepflogenheiten im Dienstbotenheim.

Alle Berichte entstanden im Sommer 2016, geschrieben hat sie die Journalistin Kathrin Zellweger.

Die Bern-Zürichstrasse, einst Segen für die Wirtschaft zur «Sonne», ist zu einer Belastung für den Alltag im Dienstbotenheim geworden. Die Verkehrsachse ist längst keine einfache «Landstrasse» mehr, sie ist schnell und viel befahren und dadurch eine Gefahrenzone für alle, die sie überqueren wollen oder müssen. Das trifft auf die Hälfte der Bewohnerinnen und Bewohner zu, die ihr Zimmer nicht im Haupthaus haben und die mehrmals täglich auf die andere Strassenseite wechseln müssen, sei es zum Essen, zur Arbeit im Garten, im Stall, in der Küche oder der Werkstatt. Der Vorstand des OGV, nach wie vor Trägerverein des Dienstbotenheims, hat im Mai 2017 zwei ausgewählten Architekturbüros den Auftrag erteilt, einen Neubau auf der Strassenseite des Haupthauses zu planen. Dadurch soll die Sicherheit der Bewohner verbessert werden und es können ihnen,





Oeschberg heute

wie heute üblich, ausschliesslich Einzelzimmer angeboten werden. Die Sanierung des Haupthauses und eine Umnutzung von Scheune und Stallgebäude sind vorgesehen. Tiere werden wie eh und je zum Dienstbotenheim gehören und in neu durchdachter Form zu Freude und Nutzen beitragen. Ein grosses Projekt nimmt seinen Anfang.

Das Gasthaus zur «Sonne», wo sich Menschen begegneten, plauderten oder einfach einkehrten, ist Geschichte. Der Geist des ehemaligen Wirtshauses ist geblieben: Hier stehen die Menschen im Zentrum, um die man sich gern und liebevoll bemüht.

*Regula Jacquemai, Präsidentin OGV*

## *Ein Sommermorgen zwischen Haus und Hof*

Die Geranien blühen, die Hortensien haben Durst, es riecht nach Heu und Lindenblüten, es ist Sommer. Auf der Bern-Zürichstrasse brausen die Autos vorbei. Erst neun Uhr, aber die Sonne brennt schon. Der Bereich zwischen dem Haupthaus und dem Stall ist so etwas wie die Fussgängerzone des Dienstbotenheims Oeschberg, Gemeinde Koppigen. Hier kreuzen sich die Wege vieler Bewohnerinnen und Bewohner, wenn sie zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen. Hier begegnen sie sich bei warmen Temperaturen irgendwann mal am Tag, am zuverlässigsten wohl eine Viertelstunde bevor die Glocke zum Essen läutet.

Ab und zu nehmen sie voneinander Notiz, grüssen sich oder machen einen Spruch. Meist aber ist jeder und jede mit sich, mit seinen und ihren Gebrechen beschäftigt. Ihre furchigen Gesichter, ihre krummen Rücken und ihre kräftigen Hände erzählen Geschichten. Schöne, schwere, traurige, die sie meist für sich behalten. Jetzt sind sie einfach da, in diesem Heim. Eine Gruppe alternder Frauen und Männer, die sich nicht gesucht haben und dennoch eine Gemeinschaft bilden. Auch die Katze gehört dazu. Sie gleicht den Bewohnerinnen und Bewohnern und geht ihrer Wege; sie verzieht sich, wenn sie von den Menschen genug hat und kommt wieder hervor, wenn sie Gesellschaft braucht oder Hunger hat.

Vor Jahren hätten diese Frauen und Männer, die damals noch Mägde und Knechte auf einem Bauernhof gewesen waren, um Mitte Morgen bereits vieles erledigt gehabt: die Wiese gemäht, die Kühe gemolken und den Stall gemistet, die Blumenrabatte gejätet, die ersten Gläser mit Konfitüre gefüllt ... Heute müssen sie nichts mehr, sie dürfen, sie können.

Ein Mann schlurft, die kalte Pfeife im Mundwinkel, in den Stall, ein anderer eilt vornüber geneigt irgendwohin, überlegt es sich anders, kehrt wieder um. Vielleicht will er zu den Tieren, vielleicht in die Werkstatt, vielleicht treibt ihn auch nur seine innere Unruhe an. Vom Pflanzblätz her kommend schaut Landwirt Meinrad Ackermann um die Ecke. Ist ihm wohl ein Arbeiter davongelaufen oder sucht er jemanden, der ihm helfen könnte? Von all dem unbeeindruckt legt sich ein Dritter, der mit dem Rollator und seinem persönlichen Kissen dahergekommen ist, auf die Bank und macht ein Nickerchen.











Am Tisch vor dem Haupthaus sind zwei Männer an der Arbeit. Heute zupfen sie die Blättchen von den Stängeln der Pfefferminze, morgen dann werden sie Kirschen entsteinen. Die Frau neben ihnen ist mit Blütenblättern zugange, die dem Tee später nicht nur ein besonderes Aroma, sondern auch eine hübsche Farbe geben werden. Im Dienstbotenheim ist man weitestgehend Selbstversorger. Was der Herrgott wachsen und gedeihen lässt, wird geerntet. Wer hier lebt und wohnt, hat seiner Lebtag viel gearbeitet. Manchen fällt es schwer, die Hände in den Schoß zu legen, sie sind fast enttäuscht, wenn sie niemand um Mithilfe bittet. Es gibt auch die anderen, die sich geschickt zu verkrümmeln wissen, bevor man sie zu einer Arbeit anhalten könnte. Nicht so Alfred Lüthi. Er wieselt in seinem blau-weiss gestreiften Chutteli und dem Stoffkäppi schon zum dritten Mal über den Hofplatz. Er sieht aus und gibt sich so, als ob er hier der Meisterknecht wäre. Er trägt den vollen Kübel mit den abgezupften Minzeblättern hinüber in die Scheune. Oben auf dem Heuboden verteilt er die noch feuchten Blätter auf einem Drahtgitter, wo sie in der Wärme unter dem Dach trocknen werden. Fachmännisch streicht er über die daneben liegenden Kamillenblüten, hört am Rascheln, ob er sie schon als Vorrat für den Tee im Winter abpacken kann. Er nickt bedeutungsvoll, denn hier ist sein Reich und seine Aufgabe. Auch die Späne, die das Entfachen des Feuers zum Kinderspiel machen, sind sein Werk. *«Für zwei Fränkli kann man ein Büscheli Sprisseli kaufen»*, sagt er geschäftstüchtig. Für die neuen Harassen hingegen ist ein anderer Bewohner zuständig. *«Aber der ist momentan nicht gut im Chutt»*, weiss Lüthi. Wieder draussen steckt er sich eine Zigarette an, zieht den Rauch tief ein. Vielsagend reibt er Zeigefinger und Daumen gegeneinander und meint: *«Wenn mein Laster nur nicht so teuer wäre.»*

Fritz Fankhauser, der den ganzen Vormittag Pfefferminzblättchen abstreift, ist 93. Seit 23 Jahren lebt er im Dienstbotenheim. Gesprächiger wurde er über die Jahre nicht. Im Gegenteil. Die Frage, wie man so alt werde, beantwortet er, wenn auch missmutig: *«I ha buret u nid grouckt.»* Er dreht den Kopf auf die andere Seite zum Zeichen, dass er nun genug geredet hat. Das Kredo des Hauses lautet: *«Das besondere Heim für besondere Menschen.»* Schlicht, menschlich, wahr!

*Paul Bögli – ein Verdingbub, der es gut hatte*

Er hat seinen ersten Arbeitseinsatz schon hinter sich. Paul Bögli gehört nämlich zur Gruppe, die drei Mal am Tag abtrocknet. Sobald das Frühstücksgeschirr versorgt ist, kann er bis zum Mittagessen um elf Uhr tun und lassen, was er will. Früher, als er noch besser auf den Beinen war, ging er in dieser Jahreszeit jeweils *«in die Beeren»* oder zum Pflanzblätz. Doch seine Knie wollen nicht mehr. Vor zehn Jahren musste er sich deswegen einer Operation unterziehen, was dann auch bedeutete, dass die Meisters-Frau auf der Oschwand für ihn einen Platz suchte und diesen im Dienstbotenheim fand. Zufrieden sitzt er auf der Bank vor dem Haus. Auf seinem Gesicht mit den weichen Zügen liegt ein warmes, etwas scheues Lächeln. Vielleicht denkt er nach, vielleicht hört er in sich hinein, vielleicht schaut er den anderen zu.

Der 87-Jährige führt die Besucherin hinauf zu seinem Zimmer. Über dem Bett hängt klein und etwas unscharf das Foto seiner Mutter. Grösser und farbiger sind die übrigen Erinnerungsbilder von den Auftritten mit dem Jodelclub Edelweiss, dem er 51 Jahre, bis 2013, angehört hat. *«Die Stunden mit meinen Sängerkollegen gehören zu meinen ganz besonders schönen Erinnerungen.»* Unvergessen ist die Reise der Ehrenveteranen auf den Niesen. Auf dem Foto strahlen die verdienten Sänger im Berner Mutz, der Berner Tracht, um die Wette. Die Hände haben sie tief im Hosensack. Von Ehrungen zeugen auch die brandbeschrifteten Holztafeln. Das Foto mit dem Bauernhof der Familie Friedli, von wo aus Paul Bögli ins Dienstbotenheim Koppigen gekommen ist, lässt nur einen Schluss zu: dass er sich gern an jene Zeit erinnert. *«Heute aber bin ich hier zu Hause, doch, doch.»*

Umgeben von seinen Habseligkeiten liest Paul Bögli abends in der Berner Zeitung. *«Ich habe ein persönliches Exemplar»*, wie er betont. Hier findet er schwarz auf weiss, was ihn interessiert und er in der Tagesschau nicht zu hören und sehen bekommt: den regionalen Wetterbericht, die Leserbriefe und die Todesanzeigen. Zeitig schlüpft er unter die Decke, es sei denn, es werde am Fernsehen eine Sendung mit Volksmusik ausgestrahlt. Noch irgendwohin gehen, nein, das mag er nicht mehr. Ab und an bekommt er Besuch vom 80-jährigen Bauer Friedli. *«Dann höre ich wieder, was im Oberaargau so alles läuft.»*



Wenn er grad so wünschen könnte, würde ihm eine Fahrt auf den Beatenberg, wo er damals mit seinem Sängerfreund, dem Gygax Ernst, jeweils zehn Tage im Vorfrühling in den Ferien war, schon noch gefallen. Aber eben ... Die beiden hatten es gut miteinander, sassen nach getaner Arbeit oft zusammen auf dem Bänkli oberhalb des Hofes Sulzmatt auf der Oschwand, einem Weiler in den Wynigen-Bergen, *«u hei zäme brichtet»*. Am freien Sonntag assen sie in ihrem Wirtshaus Rahmschnitzel und Nüdeli und fuhren danach mit dem Auto des Freundes zu einem Ausflugsziel. Eine kleine, genügsame Welt. *«Nei, nei, z Usland het mi nie nüt gluschtet.»*

Seine Genügsamkeit kommt ihm auch heute zugute. Er hat nichts zu merken, will es nicht besser wissen und legt sich mit niemandem an. Wozu auch? Es gebe schon welche, sagt er, die gifteln. Dann stehe er auf und gehe weg, damit er sie nicht mehr hören müsse. *«Ich hatte meiner Lebtage noch nie mit jemandem so richtig Krach.»*







Paul Bögli wurde mit zwölf Jahren einem benachbarten Bauer verdingt, weil seine Mutter verunfallt war und nicht mehr für ihn und seine Geschwister sorgen konnte. Über jene Zeit braucht er nicht zu klagen. Er hat weder körperliche noch seelische Verletzungen erfahren, mit denen er unversöhnlich und schwer durchs Leben hätte gehen müssen. *«Nein, nein, ich hatte es gut.»* Als er mit 15 die Schule verliess, hätte er Schuhmacher werden wollen. Doch daran war nicht zu denken. Woher hätte sein Vater, ein Handlanger, das Lehrgeld nehmen sollen, das damals dem Lehrmeister bezahlt werden musste? *«Ich bin nicht traurig, dass es kam, wie es kam.»*

Ab 1948 war er 58 Jahre lang, bis 2006, beim selben Bauern als Knecht in Diensten. *«Ich gehörte dort fast zur Familie.»* Zuerst war er als Charrer für die Pferde zuständig. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte es ewig so bleiben können. Doch die Mechanisierung machte auch vor dem Hof der Friedlis nicht Halt: Die Pferde wurden durch den Traktor ersetzt. Umgänglich und friedfertig wie Bögli ist, setzte er sich von nun an auf die Landmaschine, die ihm eigentlich das Liebste verdrängt hatte. *«Ich denke noch hie und da an mein Lieblingsross, die Lotte. Wenn ich ein Tier wäre, wäre ich sicher ein Ross.»* Er sei halt nicht so der Chlütterli, meint er, er habe es eher mit den Tieren. Es gefiel ihm, dass er im Stall zu den zwölf Kühen schauen konnte und dass in den Schweinekoben von den anfangs sechs Mutterschweinen, später waren es 25, immer wieder Ferkel quiekten. Tagwache war im Sommer um fünf Uhr. Noch bevor er um sechs Uhr die Milch in die Käserei fuhr, hatte er die Wiese gemäht. Müde sank er um neun Uhr abends ins Bett. Im Winter schon um halb acht Uhr. Was hätte er auch noch tun wollen? Nach Vater Friedli wurde der Tochter-Mann der Chef auf dem Hof. Ein Übergang, der für ihn kaum etwas änderte. Er hatte seinen Platz im Stall, am Tisch und in den Herzen der Familie. *«Nein, ich könnte nicht sagen, was wirklich traurig war in meinem Leben.»*

Ob er denn nie habe heiraten wollen? *«Nei, nei, i ha mi Sach gha»,* sagt er und wird dann doch etwas nachdenklich. *«S'wär schön gsi. Itze isch es haut e so gange ... I dänke mängisch scho ... Aber itze ...»* Wahrscheinlich hat ihn der Männerchor, dem er sogar 60 Jahre lang – noch länger als dem Jodelclub – angehört hatte, für manches entschädigt. Manchmal singe er im Zimmer für sich, aber seine Stimme sei halt auch nicht mehr, was sie mal gewesen sei. *«Wenn ich tot bin, wäre es schön, man sagte über mich: Er war ein guter Sänger.»*

*Anton Haslebacher – der Unnachgiebige, wenns um die Ordnung geht*

1989 steht auf der grossen Treichel mit dem schwarzen, mit Edelweiss verzierten Lederriemen. Akkurat gemittet thront Anton Haslebachers persönliches Prunkstück auf seinem Kleiderschrank, *«in den man jederzeit einen Blick werfen darf»*. Tatsächlich! Seine Hemden und Pullover sind so exakt aufgeschichtet, als ob sie mit Wasserwaage und Lineal eingeräumt worden wären. Die Treichel hat sich der heute 77-Jährige zum 50. Geburtstag geschenkt, hat den Riemen mit seinem Familiennamen besticken lassen. Die Haslebacher aus dem Emmental sind schliesslich wer, und das will er auch zeigen. Stolz erzählt er, dass sein Geschlecht bereits im 16. Jahrhundert nachgewiesen werden kann. Von Sumiswald aus zogen seine Vorfahren in die Welt hinaus. Die Urväter waren streitbare Täufer, die sich mit der Ortskirche anlegten und in wüste Händel verstrickten. Anton Haslebacher, auch er Bürger von Sumiswald, hat mit den Täufern nichts mehr am Hut, aber aufs Maul hockt auch er nicht, wenn er sich im Recht glaubt. Das war bei Bauer Egger, Süri-Rossrüti, Gemeinde Mühleberg, so und ist es heute noch. Soll ihm bloss kein Mitbewohner des Dienstbotenheims in die Quere kommen oder – noch schlimmer – im Stall eine Unordnung hinterlassen.

Bevor er 2005 auf den Oeschberg kam, lebte und arbeitete er zwanzig Jahre lang bei Edwin Egger. *«Ja, doch, ich hatte es gut dort. Aber sie hatten es auch gut mit mir.»* Die Hierarchie auf dem Hof war klar: Egger war der Chef, Haslebacher war der Melker. Schmunzelnd erzählt der ehemalige Angestellte, dass er es eigentlich gewesen sei, der Hof und Stall in Schwung gehalten habe, dieweil sein Meister als Viehhändler mit seinem Anhänger immer unterwegs gewesen sei: zu den Viehmärkten, wo er kaufte und verkaufte, was vier Beine hatte, zum Schweinemäster und regelmässig zum Schlachthof. Haslebacher hebt die Schultern, lässt sie fallen, als wollte er sich entschuldigen für das, was er gleich anfügt: *«Wahrscheinlich war ich Egger im Stall überlegen, obwohl ich ein Sprengel war.»* Haslebachers blaue Augen verschwinden fast in seinen Lachfalten.

Als Bauer Egger seinen Hof den Nachkommen übergab, war es auch für Toni, der mittlerweile 66 Jahre alt war, Zeit zu überlegen, ob das Leben nun auch für ihn etwas ruhiger werden könnte. Vom Dienstbotenheim hatte er schon gehört, besucht hatte er es noch nie. Um ganz sicher zu sein, dass



das der richtige Ort sei für seine letzten Jahre, machte er hier erst mal zwei Wochen Ferien. Wie dann ein Einzelzimmer im Affolterstock frei wurde, packte er die Chance und zog im November 2005 ein. *«Mou, mou, es gfaut mer.»* Ein einmaliges Heim für einen wie ihn, findet er.

Langweilig wird es ihm hier nicht. Weil er die Arbeit sieht, hat er immer etwas zu tun. *«Nicht so wie jene, die schon noch etwas tun könnten, aber lieber faul herum hocken.»* Haslebachers Reich ist der Stall mit den sechs Kühen, die den Kopf nach ihm umdrehen, wenn er eintritt. Ulrike heisst sein Lieblingstier, für ihn die beste und schönste, *«aber ich bin nicht parteiisch»*. Er sieht sofort, ob einer etwas fehlt; er beobachtet, wie sie atmet, sieht es an ihren Ohren oder in ihren Augen. Wenn er unsicher ist, holt er den Fiebermesser. Danach weiss er meist, was zu tun ist. *«Ich will ja nicht wichtigtun, aber Meinrad ist auf mich schon ein wenig angewiesen.»* Es muss schon beinahe die Welt untergehen, bis Toni, wie sie ihn hier nennen, den Tierarzt ruft. *«Bei der letzten Chalberete ging jedenfalls alles tiptopp.»* Soll ihm also keiner kommen und Ratschläge geben, auch nicht andere Bewohner des Oeschberg, die – wie er – früher Melker waren. Und wenn es doch einer wagt, dann schimpft, poltert und siracht Haslebacher, bis der andere das Feld räumt – oder bis Landwirt Ackermann eingreift und ihn in Schranken weist. *«Ich sage halt meine Meinung. Das tat ich immer schon und bin gut damit gefahren.»*



Es war für Anton Haslebacher schwierig zu akzeptieren, als die Heimleitung zusammen mit seinem Chef Meinrad Ackermann ihm das Melken verboten, weil sie fürchteten, er sei um die Tiere herum nicht mehr behände genug. Dass man ihm dafür die Verantwortung fürs Futter übertragen hat, ist ein Trost, wenn auch ein kleiner. Geräuschvoll bläst er die Luft aus. Es klingt wie ein Seufzer. Kaum einer sei so zuverlässig, gründlich und







pedantisch wie er – *«ich bin halt im Sternzeichen der Jungfrau geboren»*. Führt er die Kühe vom Stall zur Weide, ist es sein oberstes Gebot, dass kein Tier Strasse oder Trottoir verreckt. *«Man stelle sich mal vor, wie die Autos über die Kuhfladen flitzen und alles verspritzen ... Das geht einfach nicht.»* Jetzt lacht er spitzbübisch: *«Dafür habe ich von den Nachbarn auch schon ein Trinkgeld bekommen.»*

*«Mängisch dänken ig a Tod. U denn dänken ig, das i eigetlech gläbt ha.»* Im Gegensatz zum Leben weiss er nicht, was er sich unter dem Tod vorstellen soll. Da denkt er lieber gar nicht weiter darüber nach. Das Leben war ja auch nicht immer ein Schleck. Als Anton, der 1939 zur Welt kam und im Appenzellischen aufwuchs, ein Jahr alt war, starb sein Vater. Seine Mutter heiratete neun Jahre später wieder. Der neue Ehemann sei ein guter Stiefvater gewesen. *«Mou, mou.»* Mehrheitlich wuchs er bei den Grosseltern auf. Ihnen ist er bis auf den heutigen Tag dankbar. So wie er es bis auf den heutigen Tag nicht verwunden hat, dass er die falsche Frau geheiratet hatte. *«Wenn ich alles gewusst hätte...»* Er schiebt ein bedeutungsschweres *«Jaaa-Jaaa»* nach. Immer hätte er nach ihrer Geige tanzen sollen, sagt er grimmig und versinkt für einen Augenblick in seinen Erinnerungen. Und nochmals heiraten? *«Das hätte ich schon wieder können, aber das wollte ich mir nicht nochmals antun.»* Er macht eine Pause und sagt versöhnlich: *«Es war trotzdem nicht alles schlecht. Wenn ich nicht geheiratet hätte, hätte ich ja keine Kinder. Und auf diese bin ich stolz. Alle drei, die beiden Söhne und die Tochter, leben im Freiburgischen.»* Mit einem Mal ist es, als ob sich eine Wolke vor sein Gemüt schieben würde; er spricht vom Tod eines vierten Kindes, eines Knaben, der bald nach der Geburt gestorben war. Wieder heiter erzählt er von den Besuchen von Sohn und Schwiegertochter, die auf ihrer Harley Davidson ab und zu vorfahren. Nie im Leben würde er sich auf eine solche Maschine setzen. Warum denn nicht? *«Ich hab ja gar keinen Helm.»*

Abends sitzt Anton Haslebacher noch etwas auf der Bank vor dem Haus. Aber eigentlich ist er gern allein oder bei den Tieren. Wird es dunkel oder kühl, zieht er sich in sein Zimmer zurück, liest von der ersten bis zur letzten Seite den «Schweizer Bauer», freut sich über das Dienstbotendiplom aus dem Jahr 1992 und über die Wappenscheibe der Familie Haslebacher mit dem springenden roten Hasen, auch sie ein Geschenk, das ihm als Zeichen der Dankbarkeit überreicht worden ist.

## *Erika und Hans Grossmann – das alternde Liebespaar*

Traulich sitzt das Ehepaar Grossmann nebeneinander, als hätte ein Maler sie auf diese Bank vor dem stattlichen Haus mit den Blumenrabatten und dem grossen Nussbaum gesetzt, um ein Sujet für ein Heimatbild zu haben. Gedankenversunken streichelt Hans Grossmann seiner Frau übers Knie. Vor 61 Jahren hat der 25-jährige Hans Grossmann seine 20-jährige Erika Zimmermann gefunden. Seither sind sie zusammen, haben vier Kinder grossgezogen, haben zusammen 40 Jahre das bekannte Ausflugsrestaurant «Sonne» in Grasswil, an der Strecke Bern–Burgdorf–Olten, geführt, daneben einen Bauernhof mit Kühen und Weideland betrieben. *«Jesses, was hei mir gschaffet, gäu Schatz»*, sagt sie zu ihrem Mann. Er nickt. *«Das würde heute keine mehr machen»*, fährt sie fort. Aber es klingt nicht so, als ob sie damit sagen wollte, dass früher halt alles besser gewesen sei. Erika Grossmann ist von jenem Menschenschlag, der ohne Federlesens tut, was es zu tun gibt, und darin eine Befriedigung findet.

Jetzt gehen die beiden zusammen auch noch dieses letzte Stück des Lebenswegs. Sie versöhnt und versöhnlich, er grüblerisch und etwas bedrückt. Sie gesund und wärchig, er mal mehr mal weniger bedrängt durch seine Altersbräschte, die auch schon Spitalaufenthalte nötig machten. Seit Hans Grossmann, der grosse, stämmige Mann mit dem lieb-verschmitzten Gesicht vor einigen Jahren einen Hirnschlag hatte, geht es ihm *«nümme wie aube»*. An gewissen Tagen weiss auch Erika nicht so recht, ob es eher sein Gemütszustand oder seine körperlichen Gebrechen sind, die ihren Mann plagen und ihn so finster sein lassen. Dann sagt er Dinge wie: *«Mir ist doch alles verleidet. Ach, dieses Tabletten-Füttern. Wir werden doch einfach alle zu alt. Vor dem Sterben habe ich keine Angst. Ich hoffe bloss, dass ich vor ihr gehen kann.»* Dann ist seine Frau noch fürsorglicher an seiner Seite, steht unten am Bett und massiert seine Füsse. Und wenn er jammert, dass es ihn am Rücken jucke, *«alles wegen der Medikamente»*, dann holt sie die Bürste mit dem langen Stiel und scheuert kräftig seine Haut, bis er ruft: *«Itz isch guet.»* Ob er wohl weiss, wie hingebungsvoll seine Frau ist? *«Sie hat es nicht weniger gut mit mir und kommt auch nicht zu kurz»*, entgegnet er schlagfertig. Dann lachen sie zusammen.





Grossmanns waren die längste Zeit ihres Lebens Wirtsleute. Zu ihnen kamen die Gäste vor allem wegen der «Forelle blau», die erst getötet wurde, wenn die Bestellung in die Küche kam. «*Bis 50 Forellen pro Woche haben wir serviert*», erzählt die ehemalige Wirtin. Das Restaurant, wo Akademiker so gut wie Büezer einkehrten, war bis auf zwei Tage die Woche offen. Das war den Tieren im Stall egal; sie wussten nichts von einem Ruhetag und wollten täglich gemolken, gefüttert und frisch eingestreut werden. Kurz und gut: Man arbeitete rund ums Jahr. Als das Ehepaar 2011 altershalber den Betrieb verkaufte, war einiges vorerst unklar. Das Herz hinkt halt dem Verstand manchmal hinterher. Bei Hans Grossmann besonders. Er tat sich mit dem Abschied schwer und noch schwerer mit einem Neuanfang an einem anderen Ort. Eines stand für ihn fest: Umziehen will er nur in ein Eigenheim mit Garten. Seine Frau dagegen schaffte es besser, diesen Teil ihres Lebens hinter sich zu lassen. Sie blickte nach vorn und wusste, dass sie sich ein Haus mit Treppen hinauf und hinunter nicht mehr antun wollte. Nach dem Hirnschlag ihres Mannes im Frühling 2012, den sie danach bis zur Erschöpfung pflegte, zeichnete sich ab, dass Hans Grossmanns Wunsch vom Eigenheim nicht mehr in Erfüllung gehen konnte. Seine Frau wäre mit Betreuung und Haushalt überfordert gewesen.







Dass es das Dienstbotenheim Oeschberg gibt, wussten die beiden zwar. Mehr aber nicht. Sie waren ja auch nicht das traditionelle Zielpublikum. Ehepaare wie die Grossmanns gibt es kaum im Dienstbotenheim. Hierhin kommen meist alleinlebende Menschen mit einer Beziehung zur Landwirtschaft, die es hier nach Jahren harter Arbeit nun ruhiger nehmen dürfen, die man als Menschen wahrnimmt und nicht nur als Arbeitskräfte, die vielleicht sogar das erste Mal im Leben Wertschätzung erleben, die hier nicht am Rande stehen, sondern dazugehören.

Auf ein Inserat hin nahmen die beiden Töchter der Grossmanns in Koppigen einen Augenschein und meldeten ihren Eltern: Bei diesem Misthaufen und bei den Kühen wird es euch gefallen, da werdet ihr schnell heimisch. Bei Erika Grossmann war das nach zwei Wochen Probeaufenthalt der Fall, nicht so bei ihrem Mann, der immer noch von einem Haus träumte. *«lii, isch das e Kampf gsi»*, erinnert sie sich. *«Ich bin so froh, dass wir hier leben können.»* Ein schönes Zimmer, gute Kost, eine liebe Heimleiterin und ein guter Landwirt. *«Wir haben hier alles, was wir brauchen. Fürs Gleiche müssten wir an einem anderen Ort das Doppelte bezahlen.»*

Erika Grossmann schaut auf die Uhr. Kurz nach halb elf Uhr. Sie eilt zum Tischdecken davon. Rüstig und rührig wie sie ist, mag sie nicht den ganzen Tag herumhocken. Bloss eines hat sie sich verboten: Abwaschen und abtrocknen, dieses Ämtli wird sie auf dem Oeschberg nie übernehmen. *«Das tat ich 40 Jahre lang. Das reicht.»* Aufgewachsen ist Erika Grossmann-Zimmermann bei liebevollen Pflegeeltern, weil ihre leibliche Mutter gestorben war. Verwandte gaben sie dort ab wie ein Paket. Erst als sie in die Schule kam, erfuhr sie von ihren Gspändli, dass sie zwei Schwestern und einen Bruder hat. Ihren leiblichen Vater lernte sie erst kennen, als sie bereits 40 Jahre alt war. Der ihr fremde Mann tauchte eines Tages im Restaurant Rütihof in Gränichen auf, an der Hand hatte er ein Mädchen, das er ihr als ihre Halbschwester vorstellte. Erika Grossmanns Reaktion war kurz, klar und unmissverständlich: Wenn einer sich erst nach so vielen Jahren erinnert, dass er eine Tochter hat, dann braucht er jetzt auch nicht mehr den Vater zu spielen. Punkt. Fertig. Schluss. *«Meine Meinung sagte ich immer freiheraus.»* Verbittert ist sie nicht.

Was die Vergangenheit anbelangt, tut Erika Grossmann immer das Gleiche und ist damit gut gefahren: Was geschehen ist, lässt sie auf sich beruhen

und nimmt jeden Tag, wie er kommt. Nein, diese Frau bekommt kein Magengeschwür von Unverarbeitetem. Auch für die Trauer über den frühen Tod ihres 54-jährigen Sohnes hat sie in ihrem Herzen ein Plätzchen gefunden, wo der Schmerz weniger brennt. Vater Grossmann aber rinnen die Tränen sofort über die Wangen, wenn das Gespräch auf den Verstorbenen kommt. Dann fasst er sich wieder und gibt seinen Gedanken eine andere Richtung: *«Doch, doch, der Oeschberg ist schon recht.»* Pause. *«Es gefällt mir, und es gefällt mir nicht. Manchmal habe ich Längizyti nach den Leuten in der vollen Gaststube. Ich bin halt gar ein geselliger Mensch.»* Die Gegend und die Natur seien um Koppigen herum schön, wenn's nur etwas weniger Verkehr hätte auf der Strasse, die am Haus vorbeiführt. Zu seinen guten Stunden gehört, wenn er mit Erika zusammen Gemüse rüsten oder Beeren erlesen kann. Dann vergeht wenigstens die Zeit, und er fühlt sich gebraucht.

Gelernt hatte Hans Grossmann, der in Oberried am Brienzersee aufgewachsen war, Metzger, besass aber nie ein eigenes Geschäft. Zu Beginn seines Berufslebens war er bei Howeg, der Einkaufsgenossenschaft der Gastronomie in Bettlach, angestellt. Auch als Wirt und Bauer auf der «Sonne», Grasswil, war er noch als Metzger tätig. Verständlich, dass es ihm zusetzte, als dann mit einem Mal alles wegfiel. Fast alles. *«S'Liebscht isch mer blibe, mis Froueli.»* Gefallen habe ihm Erika, erzählt er, weil sie ein scheues, armes Mädchen gewesen sei. *«Ich wollte doch nicht der Hampelmann einer reichen Bauerntochter werden.»* Listig blinzelt er sein Gegenüber an. Er dürfe gar nicht erzählen, was er alles auf dem Kerbholz habe. *«Ömu han i mi für nüt gschämt, wiu mer hei müesse hürate»*, sagt er. Und Hans und Erika kichern. *«Von mir wird man dereinst nicht viel Gutes sagen. Ich war ein Schlitzohr.»* Den heute 86-Jährigen freut es, dass sein Gegenüber nicht einordnen kann, ob er eben die Wahrheit gesagt oder einen Spass gemacht hat.

Zur diamantenen Hochzeit wurde den beiden am Radiosender Musikwelle ihre Lieblingsmelodie gespielt. *«Gäu, das isch schön gsi»*, sagt Erika Grossmann und tätschelt ihrem Mann die Hand. Abends sitzen sie vor dem Fernseher. *«Einen Krimi schauen wir nie. Die Welt ist schon kriminell genug.»* Da schätzen sie einen Rosamunde-Pilcher-Film, der sei doch was ganz anderes. Und erst die Sendung mit Hansi Hinterseer, strahlen sie. *«Da singen wir jeweils mit.»*



*Alltag im Dienstbotenheim im Spiegel der Hausordnungen  
von 1906 / 2013*

Eine Hausordnung, könnte man meinen, ist nichts weiter als eine Aufzählung von Regeln für ein reibungsloses Zusammenleben. Weit gefehlt! Hausordnungen sind auch Spiegel ihrer Zeit. Darin ist mehr zu erfahren, als die Wörter sagen. Hausordnungen zeigen gesellschaftliche Hierarchien – wer befiehlt und wer hat zu gehorchen? Sie zeigen ein Menschenbild – redet man auf Augenhöhe miteinander oder mit erhobenem Drohfinger? Sie vermitteln Wertvorstellungen – wie viel Selbstbestimmung lässt man zu oder schert man alle über den gleichen Kamm? So viel ist sicher: Die sprachlichen Unterschiede lassen sich nicht allein dadurch erklären, dass sich die Sprache wandelt. Drei Beispiele:

*Pflegling oder Bewohner* – wo liegt da der Unterschied?

*Hausmutter oder Heimleiterin* – ist es dasselbe?

Anfangs des 20. Jahrhunderts war man froh um die Zusicherung:

*Jeder Pflegling erhält ein besonderes Bett;* das heisst ein separates Bett für jeden Bewohner. Hundert Jahre später wissen wir nicht, ob wir über den Satz schmunzeln oder uns wundern sollen.

Es hat sich im Dienstbotenheim vieles verändert, wenn man die zwei Hausordnungen vergleicht, die im schmalen Gang im Erdgeschoss des Haupthauses hängen. Die eine, gedruckt in Frakturschrift, auf etwas vergilbtem Papier, stammt aus dem Jahr 1906; die andere wurde im 21. Jahrhundert am Computer geschrieben, ist gut leserlich, mit grossen Buchstaben.

Es sei vorausgeschickt: Es geht nicht darum, Früheres schlechtzumachen. Es geht vielmehr darum aufzuzeigen, wie wichtig es ist, über Gegebenes und Bewährtes nachzudenken und dieses, wo nötig, anzupassen.

Pia Zwahlen, Heimleiterin seit 2011, würde sich selbst nie als Heim- oder Hausmutter bezeichnen. Das würde bedeuten, dass die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Schützlinge oder eben – ihre Pfleglinge – wären. Heimleiterin ist sie gern, sogar mit Leib und Seele. Zu ihrem Auftrag gehört, dass sie dieses Heim nach wirtschaftlichen Grundsätzen führt, dass sie zu den Immobilien schaut, dass sie auf gesellschaftliche, politische und versicherungsrelevante Forderungen vorbereitet ist, um angemessen



Eckzimmer heute

reagieren zu können. Um all das langfristig gut leisten zu können, darf sie sich als Privatperson nicht aufgeben und kann keine Mutterrolle übernehmen, die sie über kurz oder lang überfordern würde.

Es ist Pia Zwahlen wichtig, den Leuten hier mit Anstand und Toleranz zu begegnen. Sie siezt alle, grüsst jeden und jede mit dem Familiennamen, auch wenn es ein halbes Dutzend Mal am Tag ist. Sie redet mit ihnen in korrekten Sätzen; sie erkundigt sich nach ihrem Wohlbefinden, nicht als höfliche Floskel, sondern weil sie es wissen will. Man könnte ihr vorwerfen, sie wolle Distanz markieren. Falsch. Ihr geht es um Respekt, der das Zusammenleben bestimmen soll. Trotz ihres Wohlwollens muss sie damit umgehen können, dass sie nicht mit allen einen Kontakt aufbauen kann. Es gibt verletzte Seelen, die sich mit einer dicken Schale schützen. Denn einige bringen aus ihrem früheren Leben vor allem eines mit ins Dienstbotenheim: Misstrauen. Auch sie werden spüren, dass sie von Pia Zwahlen wahrgenommen und geschätzt werden.



# Hausordnung

für das

## Dienstbotenheim Oeschberg.

---

### § 22.

Die sämtlichen Hausbewohner sollen sich bemühen, das Heim zu einer Stätte des Friedens und des Glückes zu machen.

Der letzte Paragraf in der Hausordnung von 1906



Eckzimmer 1914 (Foto: Nachlass L. Bechstein im Bürgerarchiv Burgdorf)

In einem Paragraphen der alten Hausordnung steht, dass erwartet wird, dass die Pfleglinge den täglichen Andachten beiwohnen. Andachten gibt es keine mehr. Geblieben ist das Tischgebet nach dem Essen. Bevor dieses gesprochen ist, darf niemand davonlaufen. Das hat nicht nur mit Religiosität zu tun. Das Amen ist wie das Zeichen, dass alle aufstehen und wieder ihrer Wege gehen dürfen.

In Heimen wie diesem ist der Alkohol stets ein Thema. Im Gegensatz zur neuen Hausordnung steht in der alten lediglich ein Satz: *Alkoholhaltige Getränke dürfen den Pfleglingen nicht zugesteckt werden*. Offenbar waren früher die Massnahmen drakonisch und das Verbot total, so dass es keines weiteren Satzes bedurfte. Heute sieht man, medizinisch wie psychologisch belegt, dass diese Haltung nicht zum Ziel führt, dass es klüger und besser umsetzbar ist, wenn der Alkoholkonsum in Massen erlaubt wird, sofern die *Bewohner vor 18 Uhr geistig und körperlich infolge zuviel Alkohols nicht beeinträchtigt sind*. Es wird auch geduldet, dass jemand für einsame Stunden im Kastenfuss eine Flasche seines Lieblingsschnapses stehen hat.

Unter den Bewohnerinnen und Bewohnern ein Wir-Gefühl entstehen zu lassen, ist ein hoher, vielleicht sogar ein zu hoher Anspruch. Eines aber kann gefordert werden, dass man sich kameradschaftlich und hilfsbereit begegnet. Davon stand in der alten Hausordnung kein Satz. Nicht weil man anderer Meinung gewesen wäre, sondern weil sich vor hundert Jahren eine Hausgemeinschaft wohl einfacher gebildet hat, im Sinn einer Schicksalsgemeinschaft. Das ist heute, wo man sich vor allem als Individuum versteht, als solches respektiert werden will und sich nur dort einbringt, wo man möchte, wohl schwieriger. Gemeinschaft per Dekret, das funktioniert nicht.

Etwas kurios mutet an, dass man bei der Gründung des Dienstbotenheims vom Lichterlöschen um 22 Uhr sprach; in der heutigen Hausordnung dagegen steht: *Ab 21 Uhr ist in den Gebäuden und auch ausserhalb Ruhe zu bewahren*. Das wird nicht schwierig umzusetzen sein. Denn dann ist für viele die Zeit der Tagesschau, des Heimatfilms, der Live-Übertragung einer Volksmusiksendung – zur Lautstärke von Radio und Fernsehen braucht es offenbar keine Regel und vor hundert Jahren erst recht nicht.



## *Das ist meine Traumstelle. – Ein Gespräch mit Pia Zwahlen*

Vor vielen Jahren besuchte Pia Zwahlen anlässlich eines Betriebsausflugs das Dienstbotenheim Oeschberg. Den Eindruck von damals vergass sie nie mehr. Dort sah sie, woran sie sich schon lange orientiert und was sich in ihrem Leben immer wieder bewährt hatte: Das Leben verstehen als einen Kosmos aus den drei sich überschneidenden Kreisen Natur, Tier und Mensch. Als sie das Inserat sah mit der Ausschreibung für eine neue Heimleitung, wusste sie: das ist meine Traumstelle.

*War im Dienstbotenheim dann alles so, wie Sie es sich nach Ihrem damaligen Besuch vorgestellt und erwartet hatten?*

Wirklich gewusst habe ich über das Dienstbotenheim wenig. Das war mir auch nicht so wichtig, weil ich erst mal schauen wollte, wie der Betrieb aufgebaut ist, was er braucht. Ich erwartete etwas Bodenständiges, Gesundes, Unspektakuläres, Echtes – das, was ich als Naturkind, das ich bin, brauche. Das habe ich gefunden. Ich bin nicht hergekommen mit der Absicht, sofort alles auf den Kopf zu stellen. Bewahrender Stillstand, das war mir klar, war aber auch nicht die Lösung.

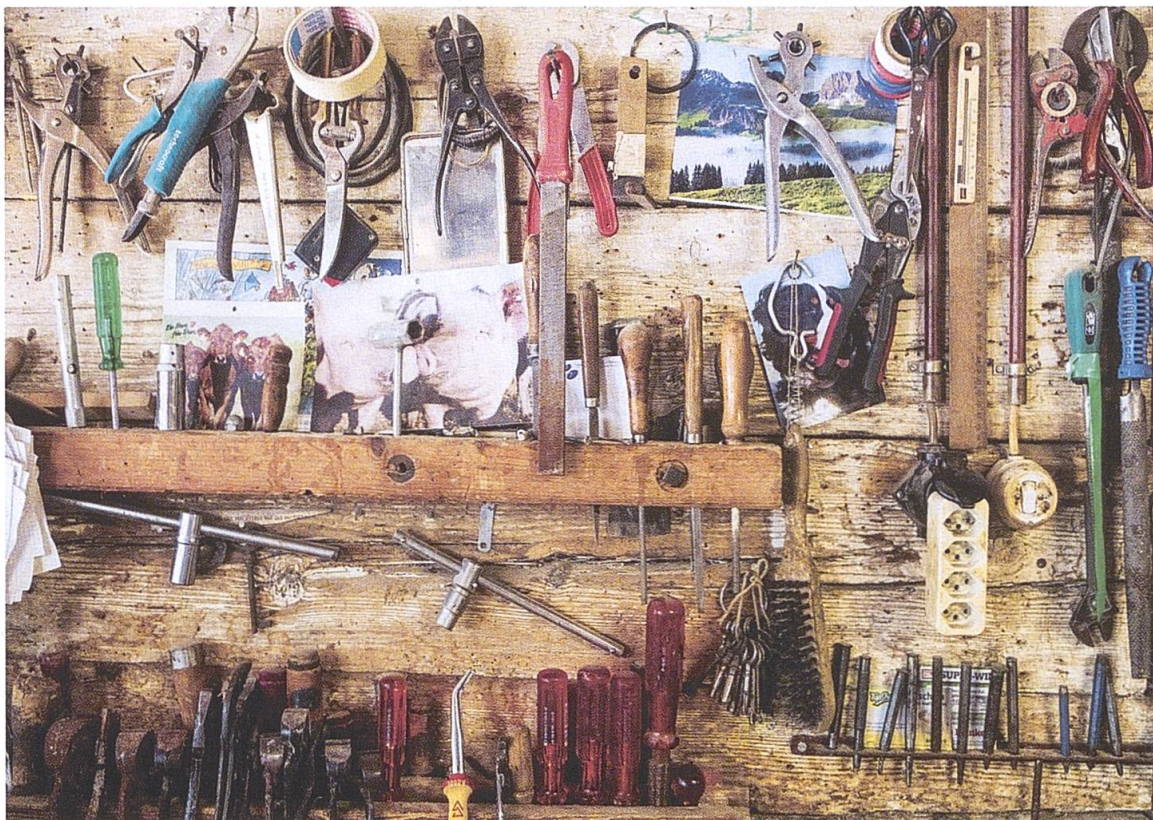
*Warteten Aufgaben auf Sie, von denen Sie nichts ahnten?*

Einiges überraschte mich, weil ich von etwas anderem ausgegangen war. Ich habe es jedoch nie bereut, diese Stelle angenommen zu haben. Es ist ja immer so, dass beide Seiten Erwartungen haben und dass man sich erst finden muss, damit eine Sache gelingen kann. Es gehört auch die Bescheidenheit dazu zu erkennen, dass ich nicht alles oder nicht alles so haben kann, wie ich es mir gewünscht hätte. Mit dem Vereinsvorstand, der immer hinter mir stand, konnte ich dort Nägel einschlagen, wo es am nötigsten war.

*Was war die grösste Herausforderung?*

Das war nicht das Betriebliche, sondern der Kulturwandel, den ich eingeleitet habe. Unter Kulturwandel verstehe ich eine Umkehr der Reihenfolge der wichtigen Fragen. Zuerst will ich wissen: Was braucht der Mensch, dass er sich bei uns als Einzelperson und in der Gruppe wohlfühlt und mitzieht? Danach stellt sich die Frage: Was bieten wir und was verlangen wir? Und erst ganz am Schluss geht es um das, was der Betrieb braucht. Es war eine anstrengende Zeit, weil ein Kulturwandel vor allem die Menschen







betrifft, die mir am Herzen liegen. Veränderungen verunsichern, machen Angst, erzeugen Abwehr. Das war manchmal schwierig auszuhalten. Aber nach etwa drei Jahren hat sich die Situation stabilisiert und meine Anliegen werden verstanden.

*Wie viel Energie kostet es, dass aus diesem Nebeneinander der unterschiedlichsten Menschen so etwas wie eine Gemeinschaft entsteht?*

Es ist unsere Pflicht, die schöne Pflicht, die Grundbedürfnisse der knapp 40 Menschen im Dienstbotenheim abzudecken. Das reicht mir nicht. Es ist mir ein ebenso grosses Anliegen, dass sie sich bei uns auf- und angenommen fühlen. Herbeizwingen kann ich das nicht, mich darum bemühen jedoch schon, immer mit dem Respekt vor der Privatsphäre jedes einzelnen. Ich bin mir sicher, dass wir mit den gemeinsamen Essen, mit unserer Selbstversorgung und den Ämtli, die jeder und jede hat, den Boden bereiten, dass ein Gefühl von und ein Bedürfnis nach Gemeinschaft entstehen können. Manchmal muss ich einsehen, dass ein Mensch aus irgendeinem Grund das Gute, das man ihm tun will, nicht annehmen kann. Es gibt auch das Gegenteil: Nicht oft, aber doch hie und da entstehen Freundschaften unter den Bewohnern.

*Wie wichtig ist denn die Arbeitsleistung für die Bewohner?*

Leistung ist das falsche Wort. Bei der Arbeit ist nicht das Ergebnis das Wichtigste, sondern die Tagesstruktur, die damit verbunden ist, und das Gefühl, gebraucht zu sein. Trotz Lebensdefiziten und Schmerzen sind unsere Bewohner zufriedener als jene Menschen, die ich an früheren Stellen betreut und begleitet habe und die sich manchmal überflüssig und abgeschoben fühlten.

*Das Dienstbotenheim wirbt mit dem Slogan: Das besondere Heim für besondere Menschen. Wie viel Besonderheit erträgt ein solches Heim?*

Wir ertragen einiges an Unüblichem und Sperrigem. Aber Menschen, die sich oder andere gefährden, können wir nicht aufnehmen. Ebenso wenig schwere Alkoholiker. Traurig ist es, wenn uns jemand verlassen muss, weil er oder sie pflegebedürftig wird.

*Wegen der Mechanisierung in der Landwirtschaft gibt es immer weniger Männer und Frauen, die dem einstigen Zielpublikum des Dienstbotenheims Oeschberg entsprechen. Wird diese Institution mittelfristig überflüssig?*

Nein, sicher nicht. Unser Haus steht allen Menschen offen, die der Landwirtschaft und dem Landleben nahe stehen. Aber um wirklich für die Zukunft gerüstet zu sein, muss die Öffnung weitergehen: Die bauliche Erweiterung, um mehr Menschen aufnehmen zu können, ist der eine Teil. Daneben müssen wir auch die kantonalen Anforderungen an Heime erfüllen. Wir stehen vor einer anspruchsvollen Phase.

*Was ist das Schönste und das Schwierigste an Ihrer Arbeit?*

Ein Tag ohne einen Termin in der Agenda ist ein wunderbarer Tag. Und wenn es sich noch ergibt, dass ich mich zu den Bewohnerinnen und Bewohnern setzen und mit ihnen lachen kann, dann bin ich restlos zufrieden. Mit unbereinigten Konflikten und Tadel tue ich mich schwer; sie verfolgen mich bis in den Feierabend und ins Wochenende hinein.

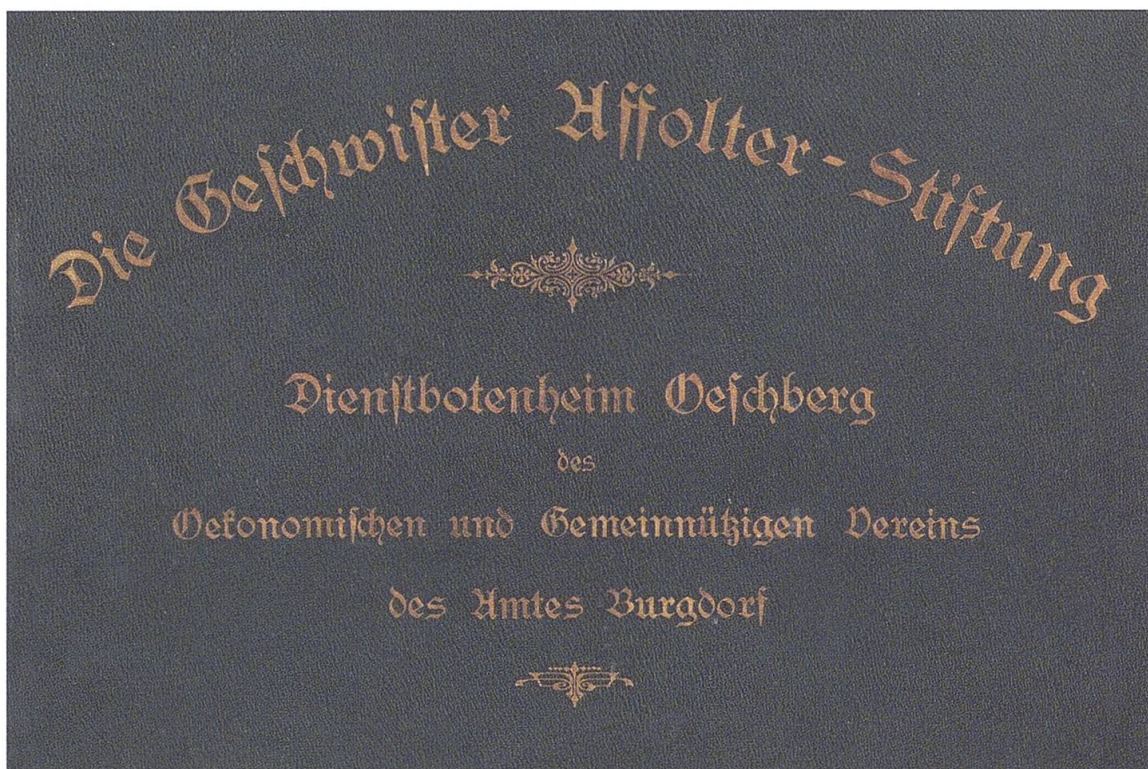
*Führungs- und Leitungsfunktionen wie die Ihre sind einsame Posten. Wie gehen Sie damit um?*

Ja, an solchen Stellen ist man einsam. Ich gehe regelmässig zur Supervision, um mich zu besprechen oder zum Abladen. Als gelernte Psychiatrieschwester weiss ich, dass ich weder alles allein kann noch alles selbst muss. Wichtig ist die richtige Balance zwischen Beruf und Privatleben. Ausritte mit meinem Pferd wirken bei mir Wunder. Wenn man mit Menschen lebt, die eine traumatisierende Vergangenheit haben, muss man darauf achten, dass man selbst gesund bleibt.

*Pia Zwahlen, 1962, ist in Rapperswil BE aufgewachsen. Sie schloss eine KV-Lehre ab, bevor sie sich zur Psychiatrieschwester ausbilden liess. Ihre Arbeitsstellen hatten stets einen Bezug zur Geriatrie. Am meisten für ihre heutige Aufgabe hat sie 1999/2000 im Führungsnachdiplom/Höhere Fachschule Wirtschaft (Kaufmännischer Verband, Bern) gelernt. Ein Jahr später schloss sie das Nachdiplom in Heimleitung (Höhere Fachschule für Sozialpädagogik, Luzern) ab. 2001 war sie zuerst Pflegedienstleiterin und dann Betriebsleiterin im Martinzentrum in Thun. Bevor sie 2011 zum Dienstbotenheim Oeschberg, Koppigen, kam, arbeitete sie drei Jahre lang als Heimleiterin im Wohn- und Pflegeheim Fischermätteli, Bern.*

Pia Zwahlen ist verheiratet und lebt in Schüpfen.





## *Zeittafel*

1523 Familie Affolter erhält von Schultheiss und Rat von Bern die Erlaubnis, eine Taverne (Schenke mit Herbergsrecht) in Oeschfurt zu führen.

1679 Der Spycher wird gebaut.

18. Jahrhundert: Glanzzeit der Wirtschaft zur «Sonne», dank dem Ausbau der Landstrasse von Bern in den Aargau.

1832 Das Bauernhaus (heute Pachtbetrieb) wird erworben.

1869 Der Affolterstock, genannt Doktorhaus, wird gebaut.

1880 Das Gasthaus zur «Sonne» wird wegen fehlender Frequenz geschlossen. Nach der Eröffnung der Eisenbahnlinie Olten–Bern 1857 hatte der Strassenverkehr rapide abgenommen.

Die letzten Affolter, Ferdinand († 1903) und Elise († 1905), bleiben ledig.

1905 Elise vermacht das ganze Oeschberggut, Ländereien und Wald dem OGV (Ökonomisch Gemeinnütziger Verein des Amtes Burgdorf), den ihr Bruder präsidiert hatte. Die Bedingung, die an diese Schenkung geknüpft ist: Es muss ein Altersheim für Dienstboten eingerichtet werden.

1906 Eine Kommission des OGV stellt einen Heimleiter an und das Dienstbotenheim wird mit fünf Pensionären (vier Männer und eine Frau) eröffnet.

1920 Der OGV schliesst einen Pachtvertrag mit dem Staat Bern ab: Die Kantonale Schule für Obst-, Gemüse- und Gartenbau wird eröffnet.

1922 Das Schulgebäude der Gartenbauschule wird eröffnet.

1927 Die Kantonale Obstbauzentrale wird im Doktorhaus eingerichtet.



1930 Die Schweizerische Obstbauzentrale kommt nach Oeschberg.

1967 Gewächshäuser werden erstellt.

1977 Pensionäre des Dienstbotenheims leben auch im Affolterstock.

Zahl der Pensionäre: 1906 = 5, 1972 = 23, 1984 = 55, heute = um 40.

1984 Neubau für die Obstbauzentrale wird erstellt.

2017 Verband Gärtner Bern baut ein Kurszentrum anstelle der alten Gewächshäuser.

Der OGV plant eine ganzheitliche Sanierung und Erweiterung des Dienstbotenheims. Es soll den Vorschriften der Gesundheits- und Fürsorgedirektion (GEF) sowie den Ansprüchen der heutigen Bewohner Rechnung getragen werden, damit das Heim in die Zukunft geführt werden kann.



Bern-Zürichstrasse 7 · 3425 Koppigen  
034 413 11 13 · dienstbotenheim.ch